

Literatur des Auslandes.

N^o 134.

Berlin, Montag den 7. November

1836.

Frankreich.

Joachim Murat in Korsika.

Von Alexandre Dumas.

Es war am 22. August 1815, als Murat, stets von seinem treuen Gastfreunde begleitet, in einer Bucht am Gestade von Bonnette auf ein Fahrzeug harrte, das ihn aus Frankreich hinweg bringen sollte, weil hier nicht länger seines Bleibens war. Korsika mit seinen wirthlichen Städten, freundlichen Bergen und undurchdringlichen Wäldern war kaum fünfzig Lieues entfernt; Korsika galt es zu erreichen und in seinen Städten, Gebirgen oder Wäldern zu erwarten, was die Könige über das Schicksal des Mannes beschließen würden, der sieben Jahre lang selbst über das Schicksal von Millionen Menschen zu wachen hatte.

Um zehn Uhr Abends begab sich der König an die Meeresküste; das Schiff, das ihn aufnehmen sollte, hatte sich noch nicht eingestellt, doch war nicht zu fürchten, daß man sich gegenseitig verfehlen würde; denn drei im Unglück trenn gebliebene Freunde hatten während des Tages die Bucht durchspäht; es waren die Herren Blancard, Langlade und Donadieu, alle drei See-Offiziere und Männer von Kopf und Herz, die ihr Leben zum Pfande eingesetzt hatten, Murat glücklich nach Korsika zu geleiten, und in der That gefährdeten sie es auch durch die Erfüllung ihres Versprechens. Murat erblickte ohne Anrede den noch kühlen Strand; im Gegentheil gewährte ihm diese Verzögerung noch einige Augenblicke lindlicher Freude. Auf dieser Landspitze, auf dem Saute dieser Erdzunge flammerte der unglückliche Verbannte sich noch an sein mütterliches Frankreich fest; hatte er erst den Fuß auf jenes Fahrzeug gesetzt, das ihn forttragen sollte, so stand ihm eine lange, ja, vielleicht eine ewige Trennung bevor. Plötzlich schreckte er aus seinen Gedanken auf und senkte tief; er hatte in der durchdringenden Dunkelheit der südlichen Nacht ein Segel bemerkt, das wie ein Phantom über die Wellen dahinglitt. Bald erkante ein Matrosenlied, und Murat erkannte das verabredete Zeichen. Er antwortete, indem er das Rumpfpulver einer Pistole abbrannte, und sogleich richtete das Boot seinen Lauf dem Lande zu; aber da es drei Fuß tief unter Wasser ging, so mußte es zehn oder zwölf Schritte vom Ufer entfernt bleiben. Zwei Männer warfen sich sogleich ins Meer und erreichten schwimmend die Küste, während der Dritte, in seinen Mantel gehüllt, am Steuerruder zurückblieb.

„Willkommen, meine treuen Freunde“, rief der König, indem er Blancard und Langlade entgegenhing, bis die Wellen seine Fährte beneigten. „Der Augenblick ist gekommen, nicht wahr? der Wind ist günstig, das Meer ruhig, ich muß abreißen!“

„Ja“, antwortete Langlade, „ja, Sire, Sie müssen abreißen, und doch wäre es vielleicht weiser, die Sache bis auf morgen zu verschieben.“ — „Warum?“ fragte Murat. — Langlade erwiderte nichts, aber, sich nach Westen wendend, erhob er die Hand und pfliff nach Art der Seeleute, um den Wind herbeizurufen.

„Das ist unnöthig“, rief Donadieu, der im Boot geblieben war; „da langen seine ersten Stöße schon an, und bald wirst Du so viel haben, daß Du nicht wissen wirst, was Du damit anfangen sollst. . . . Nimm Dich in Acht, Langlade, nimm Dich in Acht, durch das Herbeizurufen des Windes erweckt man oft den Sturm.“ — Murat bedachte, denn es klang ihm, als würde diese Warnung, die vom Meere herüberlief, ihm vom Geiste der Gewässer zugerufen. Doch der Eindruck war nur vorübergehend und er sogleich wieder gesammelt. „Desto besser“, sagte er, „je mehr Wind wir haben, desto schneller segeln wir.“

„Freilich wohl“, entgegnete Langlade, „wenn er aber fortfährt, so zu blasen, so südet er uns, Gott weiß, wohin.“ — „Reisen Sie in dieser Nacht nicht ab“, sprach Blancard, seinen Rath dem seiner Freunde hinzuzufügen. — „Nun, und warum nicht?“ — „Sie sehen doch jenen schwarzen Streifen, nicht wahr? Nun wohl, bei Sonnenuntergang war er kaum sichtbar, jetzt bedeckt er schon einen Theil des Horizontes, und in einer Stunde wird kein Stern mehr am Himmel sein.“ — „Haben Sie Furcht?“ fragte Murat. — „Furcht!“ erwiderte Langlade, „weswegen? Vor dem Unwetter!“ Er zuckte mit den Achseln; „das wäre gerade, als wenn ich Ew. Majestät fragen wollte, ob Sie sich vor einer Kanonenkugel fürchten. . . . Was wir da sagten, war nur Jhretwegen, Sire. . . . Denn was kann ein Unwetter solchen Seebunden, wie wir, schaden.“ — „So wollen wir abreißen“, rief Murat seufzend aus. — „Lebe wohl, Marcuin. . . . Gott allein kann Dich für das belohnen, was Du an mir gethan. Ich bin zu Jhren Diensten, meine Herren.“

Bei diesen Worten heben die beiden Seeleute den König auf ihre Schultern, schreiten ins Meer hinein, und in einem Augenblicke besand

er sich an Bord; Langlade und Blancard stiegen nach ihm ein. Donadieu blieb am Steuerruder, die beiden anderen Offiziere übernahmen die Leitung des Schiffes und begannen ihren Dienst mit dem Aufspannen der Segel. Wie ein Ross, das den Sporn südt, so fing das Boot an, sich zu begeben; die Seeleute warfen dem Lande einen gleichgültigen Blick zu, und Murat, als er gewahrt wurde, daß das Fahrzeug sich entfernte, wandte sich nach seinem zurückbleibenden Freunde hin und rief ihm noch einmal zu: „Du hast Deine Reise-Instruktionen bis Triest! . . . Vergiß meine Frau nicht! . . . Lebe wohl! Lebe wohl!“

„Gott beschütze Sie, Sire!“ sprach Marcuin; noch eine Zeit lang konnte er dem sich entfernenden Boote, dessen Segel durch die Dunkelheit leuchtete, mit den Augen folgen; nach und nach wurde es immer matter und verschwand endlich ganz. Marcuin verweilte noch am Gestade, obgleich er nichts mehr sah und hörte. Endlich traf noch ein durch die Entfernung gedämpfter Ruf sein Ohr. Dieser Ruf war Murat's letztes Lebwohl an Frankreich.

Als mir Herr Marcuin eines Abends an dem Orte selbst, wo sich die Sache zugetragen hatte, alle die Umstände erzählte, die ich so eben mitgetheilt, waren sie ihm noch so gegenwärtig, obgleich zwanzig Jahre dazwischen lagen, daß er sich auch der geringsten Zufälle bei dieser wädhlichen Einschiffung erinnerte. Er versicherte mir, daß von jenem Augenblicke an eine düstere Ahnung sich seiner bemächtigt hätte, daß er sich gar nicht von der Küste habe losreißen können und mehrere Male im Begriff gewesen sei, den König zurückzurufen; aber wie bei einem Träumenden habe sich sein Mund geöffnet, ohne daß ein Laut ihm entschlüpft sei. Er fürchtete, für sinnlos gehalten zu werden, und erst um ein Uhr Morgens, also drittehalb Stunden nach der Abfahrt des Bootes, kehrte er mit Gefährten der tiefsten Trauer nach Hause zurück.

Unsere dahinsegelnden Abenteurer befanden sich unterdessen auf dem breiten Seewege, der von Toulon nach Bastia führt, und anfangs schien dem Könige die Fahrt die Verberfugungen der Seeleute Lügen zu streifen; denn der Wind, anstatt sich zu verstärken, ließ immer mehr nach, und zwei Stunden nach der Abreise schaukelte sich das Boot, ohne vorwärts oder rückwärts zu gehen, auf den Wellen, die sich von Augenblick zu Augenblick immer mehr glätteten, hin und her. Murat sah traurig auf dem Meere, an das er sich gefesselt glaubte, die leuchtende Furchen verlöschen, die das kleine Fahrzeug hinter sich zog; er hatte sich mit Muth gegen den Sturm, aber nicht gegen diese Stille gewaffnet; und ohne seine Reise-Gefährten zu fragen, deren Unruhe er mißverstand, legte er sich im Hintertheil des Schiffes nieder, wickelte sich in seinen Mantel, schloß die Augen, als ob er schlief, und überließ sich seinen Gedanken-Fluthen, die stürmischer und bewegter als die des Meeres waren. Die drei Seeleute, die ihn eingeschlagen glaubten, setzten sich zusammen am Steuerruder nieder und hielten mit einander Rath.

„Sie thaten Unrecht, Langlade“, sagte Donadieu, „eine Barke zu nehmen, sie mochte klein oder groß sein; ohne Verdeck können wir dem Sturme nicht widerstehen, ohne Ruder kommen wir bei der Windstille nicht vorwärts.“ — „Bei Gott, es blieb mir keine Wahl übrig. Ich mußte mit dem zufriednen sein, was mir in den Weg kam, und wäre es nicht gerade die Zeit des Thunfischfanges, so hätte ich auch nicht einmal dieses elende Ding aufstreifen können, oder ich hätte in dem Hafen suchen müssen, und da wird so aufgepaßt, daß ich wohl hinein, aber schwerlich wieder hinausgekommen wäre.“ — „Ist es denn zum wenigsten fest?“ fragte Blancard. — „Meiner Treu, Du weißt selbst recht gut, was Bretter und Nägel, die seit zehn Jahren im Salzwasser sich herumgetrieben, aushalten können. Bei gewöhnlichen Umständen möchte ich darin nicht von Marseille nach dem Schlosse St. Fabren, aber in einem Fall, wie der unsrige, umsegelt man die Welt in einer Ruffschale.“ — „Still!“ rief Donadieu. Die Seeleute borchten auf; ein fernes Brausen ließ sich vernehmen, doch nur so schwach, daß es des gelbten Ohrs der Söhne des Meeres bedurfte, um es zu unterscheiden. — „Ja, ja“, sprach Langlade, „das ist eine Warnung für die welche Beine oder Füllgel haben, um das Nest wieder zu erreichen, daß sie nicht hätten verlassen sollen.“ — „Sind wir weit von den Inseln?“ fragte Donadieu mit Lebhaftigkeit. — „Ungefähr eine Lieue.“ — „Nicht weit das Schiff dahin!“ — „Und warum das?“ sagte Murat, der sich plötzlich erhob. — „Aber dort, wenn es angeht, zu landen, Sire.“

„Nein, nein“, rief Murat aus, „ich will nicht eher als in Korsika wieder Land betreten; nicht zum zweiten Mal will ich Frankreichs Lebewohl sagen. Uebrigens ist das Meer ja ruhig, und da bläst auch der Wind von neuem.“ — „Alles niedergelassen!“ schrie Donadieu. Sogleich beeilten sich Blancard und Langlade, das Manöver auszuführen. Das Segel glitt am Mast herunter und senkte sich ins Schiff nieder.

„Was machen Sie?“ rief Murat; „haben Sie vergessen, daß ich

König bin, und daß ich befehle?" — „Sire“, entgegnete Donadieu, „hier waltet ein mächtigerer König als Sie, hier regiert Gott; hier wird Ihre Stimme von einer anderen, von der des Sturmes, überdönt. Gestatten Sie, daß wir, wenn es möglich ist, Ew. Majestät retten, und verlangen Sie weiter nichts.“

In diesem Augenblick durchzuckte ein Blitz den Horizont, ein Donnerschlag, näher als je zuvor, ließ sich hören, ein leichter Schaum zeigte sich auf der Oberfläche des Wassers, die Barke erbebte wie ein lebendes Wesen. Murat fing an, zu begreifen, daß die Gefahr nahe; lächelnd stand er auf, warf seinen Hut hinter sich, schüttelte seine langen Haare und athmete das Ungewitter ein, wie er den Pulverdampf einathmete; der Krieger war zum Kampf gerüstet.

„Sire“, sprach Donadieu, „Sie haben viele Schlachten, aber vielleicht noch keinen Sturm gesehen. Wenn Sie auf dies Schauspiel begierig sind, so klammern Sie sich am Mast fest, denn es noht ein tüchtiger Deckan.“ — „Was muß ich thun, kann ich nicht behütlich sein?“ fragte Murat. — „Für diesen Augenblick noch nicht, Sire; späterhin werden wir Sie bei der Pumpe gebrauchen.“

Während dieses kurzen Gesprächs hatte das Unwetter zugenommen. Es nahte sich unseren Reisenden wie ein Rennpferd, Wind und Feuer aus seinen Nüstern sprühend, Donner wiebernd und mit seinen Füßen den Schaum der Wellen aufwühlend. Donadieu bewegte das Steueruder; das Boot wendete sich, als fühle es die Nothwendigkeit eines schnellen Gehorsams, und bot dem Windstoße sein Hinterbein dar; er fauchte vorüber; das Meer jittersie ihm nach, und Alles schien wieder in Ruhe zu versinken. Der Sturm schloß die Augen.

„Kommen wir denn mit diesem Windstoße davon?“ fragte Murat. — „Nein, Majestät“, antwortete Donadieu, „das war nur ein Vorposten-Gefecht, sogleich wird der Kern der Armee sich nahen.“ — „Und machen wir denn keine Vorbereitungen zu seinem Empfang?“ fragte weiter der König. — „Welche wohl?“ sagte Donadieu. „Es ist ja kein Daumbreit Leinwand mehr da, worin der Wind sich setzen könnte; so lange das Boot nicht leer wird, schwimmen wir wie ein Korkklotz umher. Halten Sie sich fest, Sire!“

Ein zweiter Windstoß strömte, schneller als der erste, daher und in seinem Geleite Regen und Blitz. Donadieu versuchte es, dasselbe Manöver zu wiederholen, aber er konnte nicht rasch genug wenden, der Wind jagte das Boot, der Mast zerknickte wie ein Rohr, und eine Welle schlugte sich ins Schiff. — „Das Wasser herausgepumpt!“ schrie Donadieu. „Sire, jetzt ist der Augenblick gekommen, wo Sie uns helfen können.“ Blancard, Langlade und Murat versuchten, das Boot vermittelst ihrer Hüfte vom Wasser zu heben. Schrecklich war die Lage dieser vier Männer, und sie dauerte fast drei Stunden; bei Tages-Andbruch legte sich der Wind etwas, das Meer blieb aber angeschwollen und unruhig. Das Bedürfnis, zu essen, machte sich fühlbar, aber alle Vorräthe waren vom Meerwasser verderben; der Wein allein war unversehrt. Der König nahm eine Flasche, schloß einige Schluck hinunter und reichte sie seinen Gefährten, die ihrerseits davon tranken; die Noth hatte alle Eitelkeit verbannt. Zufällig hatte Langlade einige Tafeln Ebonolade bei sich, die er dem König anbot; dieser theilte sie in vier gleiche Portionen und nöthigte seine Gefährten, sie zu verzehren. Nach benächtigter Mahlzeit richteten sie ihren Lauf nach Korsika hin; das Boot hatte aber so gelitten, daß die größte Wahrscheinlichkeit vorhanden war, man werde damit kaum Bastia erreichen.

Der ganze Tag verstrich, ohne daß die Reisenden mehr als zehn Meilen zurücklegen konnten; sie fuhren mit dem kleinen Hochseeboot, weil sie nicht wagten, das große Segel auszuspannen, und der Wind war so veränderlich, daß die Zeit im Ankämpfen gegen seine Launen verstrich. Am Abend drang Wasser durch die Fugen der zerbrochenen Bretter hinein. Die Schnupstücher der ganzen Mannschaft reichten hin, das Boot zu verstopfen, und die Nacht, die sich traurig und finster verabschiedete, blühte sie zum zweiten Mal in ihrer Schattigkeit ein. Murat, von Müdigkeit überwältigt, schlief ein; Blancard und Langlade nahmen neben Donadieu Platz, und diese drei Männer, die gegen Schlaf und Anstrengung unempfindlich zu sein schienen, bewachten seinen Schlammern. Die Nacht war anscheinend so ziemlich ruhig; von Zeit zu Zeit ließ sich jedoch ein dumpfes Krachen hören; dann blickten sich die drei Seeleute mit seltsamem Ausdruck an und besetzten ihre Augen auf den König, der in der Vertiefung des Schiffes in seinem von Seewasser durchdränkten Mantel so fest schlief, wie er im Sande Aegyptens und im Schnee Rußlands geschlafen hatte. Da stand einer von ihnen auf, begab sich ans entgegengelegte Ende der Barke, pfliff leise ein provencalisches Liedchen, und nachdem er den Himmel, die Wellen und das Boot genau geprüft, kehrte er zu seinen Gefährten zurück, setzte sich wieder zu ihnen und flüsterte: „Es ist unmöglich; ohne ein Wunder können wir nicht anlangen.“ So verstrich die Nacht; bei Tagesanbruch aber erblickten sie ein Fahrzeug. — „Ein Segel“, schrie Donadieu, „ein Segel!“ Durch diesen Ausruf erwachte der König. Und wirklich näherte sich eine kleine Rauffahrer-Brigg, die von Korsika kam und nach Toulon segelte. Donadieu richtete den Lauf auf sie zu; Blancard blickte die Segel, auf die Gefahr hin, das Boot zu ruiniren, Langlade aber ließ ans Vordertheil und schwenkte den Mantel des Königs an der Spitze einer Art von Harpune. Bald bemerkten die Reisenden, daß man sie sah; die Brigg mandoririerte Bergestalt, daß sie sich ihnen näherte, und in Zeit von zehn Minuten waren sie nur noch fünfzig Schritt von einander entfernt. Der Capitain erschien am Vordertheil. Der König rief ihm zu und bot ihm eine ansehnliche Belohnung, wenn er ihn mit seinen drei Gefährten aufnehmen und nach Korsika führen wollte. Der Capitain hörte den Vorschlag an, wandte sich dann zu seiner Mannschaft und gab ihr mit gedämpfter Stimme einen Befehl, den Donadieu nicht verstehen konnte, den er aber wahrscheinlich durch die Geberden begriff, denn sogleich deutete er Blancard und Langlade ein Manöver an, das sie vom Schiffe entfernte; diese gehorchten mit der ruhigen Schnelligkeit der Seeleute, aber der König stampfte mit dem Fuße.

„Was beginnen Sie, Donadieu, was beginnen Sie? rief er aus, sehen Sie nicht, daß man auf uns zukommt?“ — „Ja, meiner Freu, ich sehe es. Gehorchen Sie, Langlade; schnell, Blancard; freilich kommt man auf uns zu; am Ende bemerkte ich's zu spät; so ist's gut, so ist's gut; jetzt zu mir!“ Nun legte er sich auf's Steueruder und setzte es so schnell und so bestig in Bewegung, daß es schien, als ob das Boot, das plötzlich gezwungen wurde, eine andere Richtung anzunehmen, sich gegen dasselbe auflebte, wie ein Pferd gegen seine Zügel. Doch es gehorchte; eine mächtige Welle, durch den Riesen, der auf ihr einherkam, ausgewühlt, riß es wie ein Blatt mit sich fort. Die Brigg ging einige Fuß breit an seinem Vordertheil vorüber. — „Ha, Ver-räther!“ rief der König, der nun erst die Absicht des Capitains begriff. — Sogleich riß er ein Pistol aus seinem Gürtel, und mit dem Ausrufe: „Entert, entert!“ versuchte er, auf die Brigg zu feuern, aber das Pulver war naß und brannte nicht ab. Der König, voller Wuth, hörte nicht auf, zu rufen: „Entert, entert!“ — „Ja, ja“, sagte Donadieu, „der Glücke, oder vielmehr der Dummheit, hat uns für Seeräuber gehalten und wollte uns in Grund bohren, als ob wir dazu seiner bedürftig.“ Und in der That, wenn man die Augen in das Boot warf, konnte man leicht bemerken, daß es leer war; der Rettungsversuch, den Donadieu unternommen, hatte es übel zugerichtet; das Wasser drang durch mehrere Spalten hinein, und man mußte von neuem anfangen, es mit den Hüften herauszuschöpfen; diese Arbeit hatte schon zehn Stunden gedauert, als Donadieu endlich zum zweiten Male ausrief: „Ein Segel, ein Segel!“

(Schluß folgt.)

England.

Capitain Marryat's See-Romane.

Es hat uns schon oft Wunder genommen, daß man in England so geneigt ist, Alles lächerlich zu machen, was den „tarferen Belgiern“ angeblich oder von ihnen herkömmt. Die Spötter wissen vielleicht nicht, oder wollen's nicht zugeben, daß die Engländer in vieler Hinsicht als Schüler der Niederländer zu betrachten sind, und daß ein Engländer von echtem Schrot und Korn immer ein gut Theil flämändisch Blut in sich hat. Zum Beispiel was Baukunst und Bauwöl betrifft, so kann der Wapping zu London für den Erstgebornen von Rotterdam, und Grosvenor-Square für den Erstgebornen des Haag gelten; vollends die Bauern- und Pächter-Häuser, die noch aus Alt-Englischen Zeiten übrig sind, sehen den flämändischen so vollkommen ähnlich, wie zwei Kirschen an einem Stengel. Auch unsere Gewerbe, unser Fabrik- und Manufakturwesen, unser Handel, unsere Municipal-Einrichtungen stammen ursprünglich von dort her. Ja, die Quintessenz des ganzen Jobakullismus, das Götzenthum und die Augenweide der gaffenden Londoner Stadtkinder, der „sehr ehrenwerthe Lord Mayor von London“ mit seiner Krutsche, seiner Barke, seinem Scepter, seinem ganzen Gefolge in Waffenrock und Robe, — dies Alles sind nur Abbilder und schwache Reflexe von der ehemaligen Herrlichkeit der Städte Gent, Brügge und Antwerpen. Auch von der Sprache beider Länder könnte man beinahe sagen, sie sey einelei. Und um gleich auf die Hauptsache zu kommen, in der sich die Uebereinstimmung im Charakter beider Nationen auf das Entschiedenste ausdrückt, nämlich auf den Kunstgeschmack, so wird jeder Kenner, der nur einen einzigen Gang durch die Säle der Kunst-Ausstellung in Somerset-House gemacht hat, sich überzeugen, daß in Sachen der Malerei fast durchgängig im Lande der Niederländischen Geschmack herrscht. Landschaft, Wilkie und die besten Englischen Landschafts-Maler könnten recht gut im Meer- oder Marschlande geboren und mit dem Wasser eines Kanals getauft seyn. Man trägt sich freilich in England viel mit erkünstelter Begeisterung für Italiänische Kunst; die Dilettanten und Kunstkenner schwärmen ein Langes und Breites von Correggio und ich weiß nicht was; aber weder die Künstler, noch das Publikum haben eine richtige Einsicht und ein wahres Gefühl für den Charakter und die eigenthümliche Trefflichkeit der Italiänischen Kunstwerke. Wir bitten unsere wackeren und lieben Freunde, die Herren und Meister des Pinsels in England, ganz inländisch, daß sie uns dieses Urtheil nicht übel vermerten. Sind die Herren auf den Ruhm der Englischen Kunst eifersüchtig, so rührt das doch wohl von ihrer Liebe zum Vaterlande und von ihrem Stolz auf den Namen eines Engländers her; also bedarf es wohl keiner Hererei, um ihnen den Satz begeistlich zu machen: So lange Ihr wirklich Engländer seyd, könnt und sollt Ihr keine Italiäner seyn.

Der Englische Adel und die Vornehmen des Landes haben sich freilich viel Mühe gegeben, manche treffliche Stücke von den größten Italiänischen Meistern in England einheimisch zu machen; durch Umgang mit klassisch gebildeten Italiänern und durch öfteren langen Aufenthalt zu Bologna, Florenz und Rom haben sie freilich ein künstliches, ein geistiges Interesse für die Leistungen der Italiänischen Kunstschule erworben; aber ihre eigentlichen Lieblings-Gerichte im Fache der Malerei, die Stücke, deren Trefflichkeit sie wirklich mit allen Sinnen schmecken und genießen, und die auch an Zahl und Wert bei weitem den bedeutendsten Rang in ihren Sammlungen einnehmen, sind durchgängig im flämändischen und holländischen Geschmack. Wohin in aller Welt soll dieses Vorwort führen? so über ich schon den Leser verdrießlich fragen. Damit es mir nun nicht wie manchen Rednern im französischen National-Konvent gebe, welchen die Pariser Poissarden zurufen mußten: Au fait, au fait! — so will ich gleich ohne Weiteres sagen, worauf ich hinaus will. Ich erkläre nämlich den Capitain Marryat für einen Schriftsteller aus der Niederländischen Schule, für einen Cuvy oder Vanderveide in der Literatur, und wenn seine See-Romane so überaus großes Glück gemacht haben, so verdienen sie es wirklich und hauptsächlich durch die treue Naturwahrheit, durch die ungekünstelte Einfachheit und durch die schlichte Anspruchslosigkeit, wodurch sie

sich eben dem Niederländischen Charakter anschließen. Es fehlt den Romanen des Capitain Marryat an tausend Dingen, durch welche andere Schriftsteller eine literarische Verfahrtheit erworben haben. Da ist weder Großartigkeit der Erfindung, noch fester Umriß, noch korrekte Zeichnung, wie bei den Italiänern, noch auch die frische und glänzende Bläube der Farben, wie bei den Venetianern, die in der Kunst etwa den Uebergang von den Italiänern zu den Niederländern vermitteln. Bei Marryat ist schlichte, wahre Natur, und zwar Natur ohne Erhebung und Pathos; seinen Beruf erfüllt er, indem er mit kräftigen, derben, deutlichen Pinselstrichen die Dinge darstellt, wie sie sind, vielleicht manchmal noch etwas derber und gröber, als sie von Natur sind. Durch diese schnell und sorglos, aber fest und sicher geführten Pinselstriche bringt er in dem Leser eine Illusion hervor, die sich bis zur Ueberzeugung und zum festen Glauben an die Wahrheit und Wirklichkeit der Ereignisse und Personen steigert. Diese behagliche Täuschung verläßt den Leser von Anfang bis zu Ende des Buches nirgend, wenn auch das Interesse an der Entwicklung sich nicht gleichmäßig behauptet, wenn auch der Gang der Erzählung sich häufig unterbricht und die Charaktere keinesweges mit Feinheit und Bestimmtheit gezeichnet sind. Ich bin kein Seefahrer von Profession und weiß daher auch als Kritiker im Fache der See-Romane nicht auf den Punkt zu unterscheiden, was ein Kagenkopf und was ein Seltweissen ist; dennoch bin ich innerlich, und es geht den meisten Lesern in meiner Lage gewiß eben so, von der Treue und Wahrheit seiner Darstellungen überzeugt. Es liegt in ihrem Ton, ihrer Farbe, ihrer ganzen Haltung eine innere Gewißheit, von der keine Kritik Rechenschaft ablegen kann, durch die wir uns bewegen fühlen, für die Treue der Kopie zu bürgen, obgleich wir das Original nicht kennen. Ohne je auf Portsmouthpoint gewesen zu seyn, ohne vom Schiffswesen mehr aus eigener Anschauung zu wissen, als man aus einer Spazierfahrt nach Greenwich lernen kann, will ich doch die höchste Wette darauf einsetzen, daß Marryat's Darstellungen wirkliche und wahrhafte Gemälde von der Hand eines See-Capitains sind.

Die Kunst, welche das Publikum dem Capitain Marryat in so hohem Maße zu Theil werden läßt, erklärt sich zum großen Theil auch daraus, daß seine Romane gerade zu gelegener Zeit zu erscheinen anfangen, als jeder Mann der Nachahmer Walter Scott's überfätt geworden war. Die Erfindung des See-Romans als Gattung ist übrigens schon an und für sich ein glücklicher Wurf des Genies. Es ist noch gar nicht lange her, seitdem man recht einsehen gelernt hat, daß ein Roman und eine Erzählung doch eigentlich menschliches Leben darstellen soll, und daß also jede Form und jeder Beruf menschlichen Daseyns einen geeigneten Romanstoff geben kann und bei richtiger Behandlung geben muß. Es läßt sich kein Stand, keine Klasse, keine ängere Lage denken, worin der Mensch uns nicht aufs Höchste und Gewaltigste interessiren könnte, wenn nur Phantasie und Darstellungsgabe ihn und seine Umgebungen recht lebendig und kräftig dem Leser vorführt. Je Niederländisch treuer alsdann die Wirklichkeit gezeichnet und wiedergegeben wird, desto zuverlässiger kann der Darsteller auf den Beifall und Anteil seiner Leser rechnen.

So viel auch Poeten von der Herrlichkeit der Phantasie im Vergleich mit der schlichten und sinnlichen Wahrnehmung geprahlt, so viel Philosophen darüber gefonnen und gefabelt haben, in der Wirklichkeit erfahren wir immer, daß der Spielraum der Phantasie ein beschränkter ist, daß ihre Erfindungen sich leicht erschöpfen und schnell abnügen, während die Natur und die sinnliche Wirklichkeit, mit den höchsten Leistungen menschlicher Fähigkeit verallgemeinert, gränzenlos mächtig und von unerhöplicher Fülle erscheint. Capitain Marryat hat das große schriftstellerische Verdienst, diesen Reichthum an Wahrnehmungen und Schilderungen, der in ihm lag, richtig zu schätzen, und darauf eine neue bisher vielleicht versuchte, aber noch nicht selbstständig verwickelte Romanengattung zu gründen. In diesem Selbstvertrauen auf den eigenen objektiven Reichthum, in der Lebendigkeit und Klarheit, womit er den Gedanken aufgefacht und ausgeführt hat, liegt der Vorzug, wodurch sich seine Schriften vor den Erfindungen anderer See-Romaner so vortheilhaft auszeichnen. Für gewöhnlich ist das ängere Gerüst und der Zuschnitt zu einer Geschichte von seemannischen Abenteuern überaus einfach und beschränkt, ja, eigentlich immer ein und derselbe. Die Sache fängt ein, wie das andere Mal mit dem jungen Midshipman an, dem man erst die Hörner wachsen und der gar fünf Drede parirt, wenn ihm befohlen wird, auf den Mast zu klettern und zu sehen, woher der Wind bläst. Dann geht es mit unserem Helden weiter durch Gefechte, Schiffbruch, Schmugglerjagen und über Bord Springen, und so in einem fort, bis er das doppelte Coantlet bekommt. Dabei lautet die Regel, daß die Rolle des Midshipman allemal sinker, schmachig und unordentlich beschaffen seyn muß; jeder Capitain ist darsch und kurz angebunden, jeder Lieutenant voll Respekt und Subordination, und so sind alle Accessorien der Erzählung der Art beschaffen, daß sich wenig Abwechslung und neue Erfindung dabei anbringen läßt. Ein Autor, der nicht durch und durch mit den Vorstellungen, Vorurtheilen und Empfindungen in der innersten Brust eines Seemanns vertraut ist, der sie nicht durch die wunderbarsten und bizarrsten Verwicklungen und Widersprüche mit sicherer Anschauung zu verfolgen und auszusprechen versteht, ein Autor, der nicht in seiner Erfahrung und seinem Gedächtniß einen reichen Schatz von Seemannsgeschichten und seltsamen Abenteuern und eine psychologisch tiefe Kenntniß von den oft so wunderlichen Verhältnissen des Seemanns zur menschlichen Gesellschaft besitzt, ein solcher ist nach zwei oder drei wiederholten Versuchen in dieser Romanengattung mit all seinem Vorrath und all seinem Witz zu Ende. So einträchtig und gleichförmig sind die Rahmen, in welche alle diese Seeeremalbe eingeschlossen werden, daß viele Leser auf den Gedanken kommen, Capitain Marryat wiederhole sich in allen seinen Romanen und werde zum Plagiatör an sich selbst. Zugegeben aber, daß manche Situationen und äußerliche Umstände in seinen Romanen mehr als einmal vor-

kommen, so muß man doch auch sagen, es giebt unter den größten und fruchtbarsten Schriftstellern in jedem Fache Keinen, den nicht ein ähnlicher Vorwurf trafe. Daran eben bewährt sich das Genie, daß sich in dieser Einfrörmigkeit gleichwohl die größte Mannigfaltigkeit entwickelt, und daß aus dem Komplex so einfacher und sich immer wiederholender Elemente beständig neue und überraschende Beziehungen und Zusammenstellungen hervorgehen.

Das behagliche Wohlgefallen, mit welchem wir Marryat's Romane lesen, entspringt nebenbei aus einer Ursache, von der unmittelbar auch alle seine Fehler herühren, — und zwar ist dies der scheinbare oder wirkliche Mangel an Sorgfalt, mit welcher er schreibt. Wenn man irgend aus der Beschaffenheit eines Werkes auf das Verfahren des Autors einen Schluß ziehen kann, so muß es von Marryat heißen, daß er die Feder laufen läßt, ohne viel vorher zu überlegen und abwägen, was er niederschreiben will. Es scheint, er überläßt sich bei Abfassung seiner Romane den Eingebungen seiner Muse auf Discretion, d. h. der Wirkung nach so ziemlich auf Indiscretion. Gerade heraus gesagt, er macht sich's bequem und schreibt nieder, was ihm in den Kopf kömmt; er ergreift jedes Ding, wie es sich ihm bietet. Daraus folgt, daß in seinen Romanen Alles so zugeht und alle Ereignisse sich so mit einander verketten und entwickeln, wie es in der Natur und Wirklichkeit geschieht. Die Natur moralisirt nicht und hat nichts zu demonstrieren; sie läßt jede Wirkung aus ihrer Ursache hervorgehen und selbst wieder zur Ursache neuer Wirkungen werden, ohne sich darum zu kümmern, ob es auch dramatisch schön und richtig ist, und ob es auf den Zuschauer die gebörige Wirkung äußert. So ergreift auch Marryat wohlgemuth die Laune und Eingebung des Moments und läßt damit auf dem Papiere eine große Strecke davon, so weit er kann; und so unwillkürlich ist diese Eil, daß sie auch den Leser mit fortreibt, gerade wie ein Wirbel mit immer beschleunigter Bewegung Alles ergreift und mit fortwälzt, was ihm nahe kömmt. Natürlich wird seine Schreibart dabei im Stil sowohl als im Gedanken ungleich, zerrissen, inkonsequent, oft etwas plumpe, noch öfter inkorrekt, — aber dabei lockt und zieht er doch immer den Leser mit sich fort, und sein Schiffelein wird nie leck. Dem Hochromantischen und Hochsentimentalen weiß er nichts, kaum, daß er einmal eine Thräne entlockt. Von Zusammenhang der Ereignisse ist gleichfalls so wenig bei ihm die Rede, daß man jeden Roman mit jedem beliebigen Bande anfangen und in beliebiger Reihenfolge lesen kann. Dafür aber ist seine Laune so fröhlich und gemütlich und bisweilen so bizarr, dabei folgen die Zufälle und kleinen Scenen einander so rasch, wie Schiffe eines wohlgeübten Gewehrs. Dabei läuft sein Stil so leicht und rüstig und bebend, daß man den Mangel an allen sonst hergebrachten Quellen des romantischen Interesses gar nicht spürt. In mancher Rücksicht ist Marryat auch wirklich eine „Wasserratte“, — so aus dem Groben, so quer, so „eichelganz“, sind oft seine Ansichten vom Leben und von menschlicher Gesellschaft. Seine Heldinnen zumal sind nicht weniger und nicht mehr, als was ein Seemann sich in seiner Weise bei dem Wert „eine schmutze Dirne“ denkt; sie unterscheiden sich von einander durch die Tracht einigermaßen, durch die Physiognomie ein klein wenig, durch Charakter, Geist und Bemühen so gut wie gar nicht. Vergleichen sind auch seine Helden oft ein gar zu derbes „Kanonensfutter“ und gar zu lecker auf Seemannsprügel. Von Civilisation und feineren Lebensverhältnissen wissen sie nicht besonders viel, ja, hin und wieder sind sie recht erträgliche Schuster und Lumpen; dann aber schlucken und verschlucken die armen Teufel so verzweifelt viel und wissen in ihren Klemmen und Nöthen so lustig zu zapeln, daß man kaum ein Kapitel hindurch böse auf sie seyn kann. Ja, wenn man am Ende etwa auf der dritten Seite des dritten Bandes den jauchenden Helden bis zum sicheren Ankerplatz im Hafen des Bestandes begleitet hat und nun Abschied von ihm nimmt, so freut man sich doch später immer wieder, wenn man ihn und seines Gleichen von Neuem im Lesezimmer antrifft und die amüsante Bekanntschaft erneuern kann. Nebenbei ist es nicht uninteressant, auf den Unterschied zwischen Marryat's Helden und zwischen den „braves des braves“ in den Französischen Krieg- und See-Romanen aufmerksam zu machen. Beiderlei Art von Leuten treibt das Schicksal gar unsäuberlich über Land und Meer, beiderlei sind sie über das Vorurtheil alltäglicher Leute, welches Moral heißt, hinaus, und thun sich etwas Großes auf ihre waghalsigen Teufeleien zu Gute; aber bei dem Allen sind sie sich doch so unwädnlich, wie eine Schnalle von unechten Brillanten und ein rostiger Eisenpflock.

Wenn von mir ausdrücklich verlangt würde, daß ich den Capitain Marryat als Schriftsteller definiren und ihm ein passendes Beiwort anhängen sollte, so würde ich ihn einen lustigen Schriftsteller nennen. Sein größter Vorzug besteht in der nie ermattenden, nervigen Lebendigkeit einer leichten und munteren Schreibart; dabei besitzt er eine scharfe Wahrnehmungsgabe für das Komische und Lächerliche, womit er sich jedoch nie in breite Possenhaftigkeit verliert, während er sich dadurch aufs Glückseligste gegen alles langweilige Delle, Sententöse und gegen alles platt vernünftige Meinen über Menschen und Dinge verwahrt. Die Production seiner Romane scheint ihm so wenig Mühe zu kosten, daß man ihm fast zumuthet, er könnte sein ganzes Leben lang in einem fort Romane schreiben, ohne andere Unterbrechung als Essen-, Trinken- und Schlafenszeit. So wird er's auch vermutlich treiben, bis sich aus seinem seemannischen Bilderabmen nichts mehr herauspinnen und nichts mehr hineinragen läßt. Gewiß liegt in dieser Leichtglügigkeit und Müdelosigkeit, welche seine Bücher an der Stien tragen, ein großer Reiz, der größte und hauptsächlichste aber, so wie auch der unerreichtbarste, in seiner Originalität. Er ist so ganz er selbst, daß er von Niemanden und Niemand von ihm horgen kann, ohne sich aufs Schlimmste zu verrathen.

Wenn der Leser dieses Urtheil über den Autor für richtig anerkennt, so wird er uns gern der weitläufigen und fruchtlosen Mühe überheben, seine verschiedenen Romane gegen einander zu halten und abzumessen. Die Familienähnlichkeit überwiegt in allen; sie unterscheiden sich nur

durch Einzelheiten und Kleinigkeiten. Am richtigsten hat er wohl selbst darüber sich ausgesprochen, wenn er den „Newton-Folter“ als eine Erzählung von einem Kaufmann und den „Jakob Ehrlich“ als eine Darstellung des Lebens der Ewenscheiffer bezeichnet. So scheint es; er hat sich für jeden Roman die Schilderung einer besonderen Phase des menschlichen Lebens vorgenommen, und wirklich macht man nach dieser Annahme am leichtesten die Eigentümlichkeit eines jeden ausfindig. Frank Mildmay war, so glaube ich, der Erste in der Reihe und zugleich der Kern, um welchen die übrigen sich nach einander ansetzen; er erhielt, so zu sagen, den Mutterstamm aller Conceptionen und Combinationen, die in den folgenden Romanen weiter ausgeführt wurden. Jedoch auch die schnellste Verächtheit braucht einige Zeit, ehe sie zur Reife kommt, und auch Bücher haben mancherlei Glück; so kam es, daß der Frank Mildmay zwar mit Beifall gelesen wurde, aber doch nicht so schnell und allgemein in Ruf und Umlauf kam, als späterhin „Peter Sempel“. Man kann den Mildmay lesen, wenn man den Sempel und Ehrlich noch ganz frisch im Gedächtniß hat, und er wird, glaub' ich, den Vergleich ausbalancieren. Vielleicht fehlt ihm das Geschick und die Uebung, womit der Autor seine späteren Erzählungen anzulegen und durchzuführen wußte, aber dafür findet man den ersten heilen und frischen Erguß der noch unausgebeuteten Phantasie und Geisteskraft. Der Mildmay enthält keine so auf einen Wurf gelungene Figur, wie Mrs. Chucks oder der Domine; dafür ist aber das Interesse an der Entwicklung stärker und die ganze Ausführung gleichmäßiger vollkommen, als dies bei allen späteren Romanen der Fall sein dürfte. Der Mildmay hat Eigenschaften einer Erstlingschöpfung, die auch der trefflichste Schriftsteller nach einmaliger Anstrengung und Ermüdung seinen Werken selten mehr verleihen kann.

Man versichert uns, daß Capitain Marryat in pecuniärer Hinsicht zu den glücklichsten Schriftstellern des Tages gehört. Was man daraus über den gesunden oder nichtgesunden Appetit des lesenden Pöbels folgern könnte, dafür haben wir hier nicht mehr Raum, aber für Capitain Marryat erweckt schon dieser Umstand allein die günstige Präsomtion, daß er mit Glück und Geschick auf die Stimmung, die Neigung und die Bedürfnisse seiner lesenden Zeitgenossen einzugehen gewußt hat. (N. M. M.)

Italien.

Die Aesthetik, als Wissenschaft in Italien.

Von Desendente Sacchi.

In allen Verzweigungen der Kunst und des Wissens kommt das Zeitalter der Prinzipien und Regeln eist nach dem Zeitalter der Meisterwerke. Homer, Aeschylus und Sophokles dichteten, ehe Jemand daran dachte, eine Theorie des Schönen anzustellen. Von Leidenchaften erregt, von Begeisterung sozgerissen, von Allem, was ihn umgibt, gleichsam befeuert, schafft der wahre Künstlergeist und schafft immer etwas Gutes; denn die Natur selbst hat ihm die Regeln eingeprägt, nach denen er wirken soll. Daher wird auch Jeder, der die Dekonomie des menschlichen Geistes aufmerksam studirt, zu dem Ergebnisse gelangen, daß derselbe in jedem Jahrhundert und bei jeder Nation auf gleiche Weise wirkt; darum ist es auch eine ausgemachte Sache, daß unsere Intelligenz, mag sie nun das Schöne selbst hervorbringen oder beurtheilen, von einem allgemeinen und ewigen Gesetze sich leiten läßt, welches nach den Umständen verschiedene Gestalten annimmt, aber, sobald man es analysirt, immer den Begriffen der Ordnung und Harmonie entsprechend befunden wird. Ist die menschliche Phantasie in ihren Schöpfungen frei, so folgt sie der natürlichen Ordnung; im Gegentheil aber geräth sie auf Abwege.

Wer mußte sich wohl auf die Dekonomie des Drama's besser verstehen, als Sophokles? Wer hat besser über das Epos gesprochen, als der große Torquato? Man lese nur seine Dialoge und prosaischen Aufsätze über das „Befreite Jerusalem“, und man wird eine Philosophie darin entdecken, die, meines Erachtens, nicht das Erbtheil der späteren ästhetischen Gesetzgeber geworden ist. Eben so frühzeitig, wie Tasso die schönen Wissenschaften, hatte Leonardo da Vinci die schönen Künste beurtheilen gelernt; den Gründen aller Dinge nachforschend, entwickelte er die ersten Gesetze des Schönen und der Harmonie in den zeichnenden Künsten.

Die Aera der Prinzipien in den schönen Wissenschaften nahm also bei den Italiänern ihren Anfang, als Tasso über sein Befreites Jerusalem schrieb. Nach Tasso kam ein ganzes Heer von Kunst-Gesetzgebern, die mit ihren zahllosen Regeln der Phantasie Fußfelle anlegten.

Allein die Aera der Prinzipien selbst scheint zwei Stadien zu durchlaufen: anfangs abstrahirt man seine Regeln aus Beispielen und trägt sie ohne großes Raisonnement in den Kodex ein; später aber schämt man sich so materieller Lehren, wagt eine Zergliederung der menschlichen Empfindungen und bemüht sich, in ihnen den zureichenden Grund jener Regeln zu entdecken.

Aber auch in diesem Genre brauchte Italien von dem Auslande nichts zu erbeuteln. Als gegen Ende des vorigen Jahrhunderts in Deutschland, England und Frankreich Philosophen sich erheben, die das Schöne zum Gegenstand ihrer Forschungen machten, war ihnen schon mancher große Italiäner auf diesem Felde vorangegangen. Fast gleichzeitig waren Vico und Gravina von dem Studium der pragmatischen Völkergeschichte und der Jurisprudenz zu Forschungen über die Gesetze der nachahmenden Künste herabgestiegen; der Erstere sprach in seiner Scienza nuova mit jenem Scharfsinn, der ihm die Gesetze des Fortschreitens der Nationen erschloß, von den Ursprüngen der Poesie; der Andere erforschte in seinem Buche „Von dem poetischen Genie“ den

Ursprung der Dichtkunst, ihre verschiedenen Phasen und die philosophischen Prinzipien, welche den Dichter bei der Conception wie bei der Entwicklung seines Stoffes leiten. Ein Zeitgenosse dieser Männer und der größte historische Denkforscher Italiens, Lodovico Muratori, schrieb ein Buch über die vollkommene Dichtkunst (Della perfetta poesia Italiana); er beurtheilte alle Gattungen der Poesie vom metaphysischen Standpunkte und zeigte, wie diese Kunst in vollkommenem Einklang mit den Gesetzen des menschlichen Geistes stehen könne. Damals verfaßte auch Francesco Maria Zanotti eine Arte poetica, in welcher er jedoch mehr an die Regeln-Sammler der ersten Epoche sich hielt, als an die Regeln-Kritiker der zweiten: eine Bahn, die auch Metastasio in seinem Commentare zu der Poetik des Aristoteles einschlug.

Alle diese Männer hatten ihr ganzes Augenmerk auf die Poesie gerichtet und die übrigen schönen Künste unberührt gelassen. Mario Pagano, Vico's würdiger Schüler und Nachfolger, schrieb im Geiste seines großen Lehrers zwei Abhandlungen, von denen eine den Ursprung und die Natur der Poesie, die andere aber den Schönheits-Sinn und die schönen Künste zum Gegenstand hat.

Während die Theorie des Schönen unter Neapel's Himmel solche Fortschritte machte, hielt Giuseppe Parini in Mailand Vorlesungen über die Philosophie der schönen Künste, wobei er zugleich die Werke älterer und neuerer Meister kritisch würdigte. Als Resümé dieser Vorlesungen kann man seine Grund-Prinzipien der schönen Wissenschaften, auf die schönen Künste angewendet, betrachten, aus denen sich ergibt, daß derselbe Mann, welcher die Quellen der Thorheiten seines Zeitalters studiren und diese Thorheiten im Gewande geistreicher Karrikatur darstellen konnte, auch die Geheimnisse des schaffenden Menschengeistes zu durchdringen fähig war. Wenn also Pagano die schönen Künste in ihrer Totalität zuerst vom philosophischen Standpunkte untersuchte, so war Parini der erste, welcher Theorie und praktische Anordnung mit einander verband.

Seit jener Zeit widmeten sich viele geistreiche Männer denselben Untersuchungen, und es erschienen mehrere Werke über das Schöne und das Erhabene, in denen man theils antike, theils moderne ausländische Theorien wiederholte; endlich erneuerte Leopoldo Cicognara in Italien das Beispiel Winkelmann's und schrieb ein Buch über das Schöne, bei dessen Abfassung er weniger an das Systematische, als an den guten Brauch sich hielt. Auch verdankt man ihm eine Geschichte der Bildhauerkunst.

Unterdeß gründete der weltumfassende Geist des Deutschen Kant eine neue metaphysische Schule, welche sowohl den Lockeschen Empirismus, als die bloß rationalistischen Ideen Plato's und der Cartesians verwarf. Kant entwickelte die Gesetze des menschlichen Geistes, welche die Handlungen eines jeden Individuums leiten; er bemühte sich auch, Gesetze zu entdecken, nach denen der Mensch über die Harmonie der Dinge und über das Schöne urtheilt, und aus denen die Prinzipien der Theorie der Künste sich ergeben. Da er nun diesen Theil der Philosophie „Aesthetik“ nannte, so wählten seine Schüler und Nachfolger von der Zeit an diesen Titel für ihre späteren Theorien des Schönen und der schönen Künste.*

Ein anderes Mal werde ich von den vornehmsten Werken über Aesthetik reden, die in den letzten Jahren in Italien ans Licht getreten sind; unterdeß sey es mir erlaubt, den Wunsch auszusprechen, daß in unseren Künstlern neben der Theorie auch die Begeisterung für das wahrhaft Große und Schöne lebendig bleibe.

Mannigfaltiges.

— Italiänische Geschichtsforschung. Der Buchhändler Molini in Florenz ist mit der Herausgabe eines für die Geschichte der Italiänischen Staaten sehr wichtigen Werkes beschäftigt, das den Titel „Documenti di storia Italiana“ führen wird. Herr Molini befand sich in den Jahren 1831 und 1832 in Paris und stellte dort in der Königl. Bibliothek Nachforschungen nach einem wichtigen Briefe Benedetto Cellini's an, dessen Lebensbeschreibung eben in einer neuen Ausgabe bei ihm erscheinen sollte. Diese Nachforschungen waren zwar vergebens, doch ward er dadurch mit den historischen Handschriften vertraut, deren theilweise Herausgabe jetzt auch die Französische „Commission historique“ beschäftigt. Während diese jedoch sich auf dasjenige beschränkt, was inehrsouder für die Geschichte von Frankreich interessant ist, hielt sich Molini vorzugsweise an solche Urkunden, die sich auf sein Vaterland beziehen. Er will zu diesem Behufe nicht weniger als 203 Folio-Bände, die von Karl VI. bis zu Franz I. reichen, durchgesehen und excerirt haben. Seine Auszüge bestehen aus ungefähr 500 Briefen von Päpsten, Königen, Prinzen, Gesandten und Anderen, die Molini in chronologischer Ordnung, mit Anmerkungen und historischen Erläuterungen vom Marchese Gino Capponi, herauszugeben gedankt. Der erste Band wird bis zur Plünderung von Rom im Jahre 1527 reichen. Falls dieses Unternehmen Beifall findet und gehörig unterstützt wird, so denkt Molini, auch eine Chronik von Pisa aus dem zwölften Jahrhundert herauszugeben, die er ebenfalls in der Pariser Bibliothek aufgefunden hat.

* Herr Desendente Sacchi ist hier in einem Irrthume, der jedoch dem Italiänischen Kritiker, dem wir schon für das, was er von Deutschen Leistungen weiß, gewissermaßen verbunden sein müssen, zu verzeihen ist. Nicht Kant, sondern Alexander Baumgarten war es, der, ein Schüler Christian Wolf's, gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts die Aesthetik als Wissenschaft begründete und ihr auch zuerst diesen Griechischen Namen beilegte. Kant und seine Schüler haben zwar später zur Festsetzung des Begriffes vom Schönen wesentlich beigetragen, doch gerade das, was man Aesthetik nennt, hat der Kontascherer Philosoph in seiner „Kritik der Urtheilskraft“ nicht eigentlich anerkannt wollen.